

DAMHNAIT
MONAGHAN

Neuanfang
in *Little*
Cove

Roman

it



insel taschenbuch 4895
Damhnait Monaghan
Neuanfang in Little Cove



»Machen Sie sich bereit, vom Charme dieses wunderbaren Romans verzaubert zu werden.« *The Globe and Mail*

Weil die Französischlehrerin mit dem Priester durchgebrannt ist, sucht Little Cove nun eine neue Lehrkraft. Rachel O'Brien vom Festland bekommt den Job: theoretisch Katholikin (immerhin getauft), theoretisch Lehrerin (immerhin abgeschlossenes Studium). Nach dem Tod ihres Vaters braucht sie dringend einen Neuanfang – und den möglichst weit weg.

Dass ihre Schülerinnen kein Französisch lernen wollen, überrascht Rachel nicht. Dass sie deren Englisch kaum versteht, schon. Und doch ist sie fasziniert von der Kultur und Musik der Insel. Mit ihrem Kollegen Doug geht sie zum Fischen und ins örtliche Pub. Während sie sich in Little Cove zunehmend wohler fühlt, kommt sie auch Doug immer näher. Doch der ist vergeben ... Als sie einer Schülerin mit einem vermeintlich guten Ratschlag zur Seite steht und damit die sehr katholische Moral einiger Dorfbewohner verletzt, steht ihr neues Leben wieder auf der Kippe. Ist sie zu weit gegangen? Gibt es für sie eine Zukunft in Little Cove – und vielleicht auch mit Doug?

Damhnait Monaghan wuchs in den kanadischen Provinzen Ontario und Neufundland auf. Sie ist preisgekrönte Autorin von Flash-Fiction. *Neuanfang in Little Cove* ist ihr Debütroman, inspiriert von ihren eigenen Erfahrungen als Lehrerin.

Monika Köpfer war zunächst Lektorin, bevor sie sich 2001 als Lektorin und Übersetzerin aus dem Englischen selbstständig machte. Sie lebt in München.

DAMHNAIT MONAGHAN

*Neuanfang in
Little Cove*

Roman

Aus dem Englischen von Monika Köpfer

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
New Girl in Little Cove bei HarperCollins Canada, Toronto.

Erste Auflage 2022
insel taschenbuch 4895
Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2021

© 2021 by Damhnait Monaghan

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen: FinePic®, München

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68195-3

www.insel-verlag.de

Neuanfang in Little Cove

*Für meine Mutter, Gabrielle Monaghan,
die uns nach Neufundland gebracht hat
und die Insel genauso liebt wie ich.*

September 1985

Little Cove: 389 Einwohner

Das verbeulte Schild tauchte auf, als ich mit meinem Wagen eine Hügelkuppe auf der Schotterstraße erreichte. Nur 389 Einwohner? Verdammt! Ich hielt am Straßenrand an, stieg aus und atmete die feuchte Luft ein. Unten in der Bucht schaukelten Boote im Wind. Eine große Kirche beherrschte das Tal, daneben duckte sich ein niedriges rotes Gebäude mit dunklen Fenstern, die wie eine Reihe verfaulter Zähne aussahen. Das war höchstwahrscheinlich St. Jude's, die Schule, in der am nächsten Tag meine Lehrerlaufbahn beginnen sollte.

»Verirrt?«

Ich wirbelte herum. Ein hagerer Mann um die sechzig war mit seinem Fahrrad neben mir zum Halten gekommen und stützte sich mit den Beinen seitlich ab. Er trug einen blauen Arbeitsoverall, das weiße Haar war ordentlich aus der Stirn gekämmt

»Probleme mit dem Wagen?«, fragte er weiter.

»Nein«, antwortete ich. »Es ist nur ...« Meine Stimme versagte. Ich konnte mit diesem Fremden wohl kaum meine Bedenken teilen. »Ich bewundere die Aussicht.«

Er sah an mir vorbei auf den kühlen Nebel, der sich jetzt in der Bucht ausbreitete. Leichter Regen setzte ein, und schon begann mein sorgsam glatt gekämmtes Haar, sich zu lauter kleinen Schnecken zu kräuseln.

»Das Kompliment heben Sie sich mal besser für einen schönen Tag auf«, sagte er. Er hatte einen starken, aber angenehm trällernden Akzent. »Nicht für so 'ne Nebelsuppe wie heute.«

»Nebel... was?«, fragte ich, denn er sprach mit starkem Akzent.

»Nebelsuppe!« Er machte eine ausladende Geste. Dann verschränkte er die Arme vor der Brust und nahm mich genauer unter die Lupe. »Also«, sagte er dann. »Was macht eine junge Frau hier draußen?«

»So jung bin ich gar nicht«, gab ich zurück. »Ich bin die neue Französischlehrerin.«

Ein Lächeln überzog sein zerknittertes Gesicht. »Ach, extra aus Kanada angereist, was?«

Soweit ich wusste, gehörte Neufundland nach wie vor zu Kanada, aber ich nickte.

»Phonse Flynn«, sagte er und streckte mir eine schwierige Hand entgegen. »Ich bin der Hausmeister von St. Jude's.«

»Rachel«, sagte ich. »Rachel O'Brien.«

»Hab schon gehört, Sie wohnen bei Lucille. Ich zeig Ihnen, wo das Haus ist.«

Mit erstaunlicher Beweglichkeit schwang er sich vom Sattel und ließ sein Fahrrad behutsam auf den Boden sinken. Dann deutete er auf einen Punkt jenseits der Bucht. »Lucille wohnt da drüben, sehen Sie?«

Oberhalb eines Anlegestegs schlängelte sich ein Pfad durch felsiges Gelände zu ein paar Häusern hinauf. Die Vorstellung, in einer Pension zu wohnen, hatte mich fasziniert – hatte irgendwie etwas von einem Dickens-Ro-

man. Doch jetzt beschlich mich ein ungutes Gefühl. Was, wenn es doch ganz schrecklich war?

»Und Ihr Fahrrad?«, fragte ich, als ich sah, dass Phonse zur Beifahrertür meines Wagens ging.

»Ah, das liegt hier ganz gut«, erwiderte er. »Ich hol's irgendwann ab.«

»Schließen Sie es nicht ab?«

Ich dachte an all die verwaisten Vorderräder in Toronto, die mit Schlössern an Fahrradständern festgemacht waren. Jake war stinkwütend, als sein Rennrad gestohlen worden war. Doch an Jake wollte ich jetzt nicht denken, ganz und gar nicht.

»Hier muss man nichts abschließen«, erklärte Phonse.

Ungeschickt versuchte ich, den Schlüssel ins Türschloss zu stecken – es war mir plötzlich peinlich, dass ich den Wagen aus reiner Gewohnheit abgeschlossen hatte.

»Soll ich Ihnen helfen?«

»Das Schloss klemmt ein bisschen«, erwiderte ich.
»Aber ich bekomme den Dreh schon noch raus.«

Phonse wartete geduldig, während ich vergeblich mit dem Schlüssel kämpfte. Schließlich kam er zu mir herum und streckte die Hand aus. Ich gab ihm den Schlüssel, er steckte ihn ins Schloss, drehte ihn um und sofort sprang der Knopf an der inneren Türleiste heraus.

»Tja, Hausmeister eben«, sagte er. »Es braucht 'n bisschen Öl, mache ich gern, wenn Sie wollen. Aber wie gesagt, kein Grund, hier abzuschließen. Außerdem – bei der Farbe, wer würde den denn klauen?«

Ich hatte das Auto telefonisch gekauft, zum einen we-

gen des Preises, zum anderen wegen der Farbe. Grün war Dads Lieblingsfarbe gewesen, und als der Verkäufer sagte, der Wagen sei moosgrün, hatte ich mir ein üppiges, dunkles Grün vorgestellt. Doch stattdessen erinnerte die mit Rostflecken verzierte Karosserie an eine Schüssel Minz-Schokosplitter-Eis. Trotzdem schien er genau hierherzupassen. Im Vorbeifahren musterte ich die Häuser: grellorange, leuchtend grün, schreiend gelb. Vielleicht war irgendwo ein Farbensverkauf gewesen.

Als wir an der Kirche vorbeikamen, bekreuzigte sich Phonse, seine Finger glitten von der Stirn zur Brust, dann zu jeder Schulter. Ich dagegen ließ beide Hände fest auf dem Lenker.

»Wo ist denn der Ortskern von Little Cove?«, fragte ich.

»Genau hier.«

Da war nichts außer einer Tankstelle und einem Take-away-Imbiss namens MJ's; davor hing eine Gruppe rauchender Teenager herum. Ein großer, dunkelhaariger Junge deutete auf meinen Wagen, woraufhin sich alle umdrehten und ihn anstarrten. Ein Mädchen in einer Holzfällerjacke hob die Hand. Ich winkte zurück, bis mir klar wurde, dass sie mir den Stinkefinger zeigte. Peinlich berührt sah ich zu Phonse hinüber. Falls er etwas davon mitbekommen hatte, ließ er es sich nicht anmerken.

Auch wenn Phonse mein Fahrgast war, musste ich an die Szene aus *Anne auf Green Gables* denken, in der Matthew Cuthbert Anne Shirley auf dem Weg nach Green Gables durch Avonlea kutschiert. Nicht dass ich die Besonderheiten dieser Gegend mit romantischen Na-

men belegen würde wie die junge Romanheldin. Annes Kirschbaum, den sie »Schneekönigin« nannte, oder ein »See der glitzernden Wasser« waren weit und breit nicht zu sehen. »Verkümmerte Fichte« oder »See der grauen Wasser« passten deutlich besser. Außerdem war ich keine Vollwaise; es fühlte sich nur so an.

Auf einer Anhöhe deutete Phonse nach rechts zu einer schmalen Schotterauffahrt. »Da isses.«

Ich hielt vor einem kleinen violetten Haus, das von einem schiefen Holzzaun umgeben war. Ein verrosteter Öltank lehnte schutzsuchend gegen das Haus. Als ich ausstieg, rümpfte ich wegen des fischigen Geruchs die Nase. Phonse kam zu mir ans Wagenende, um mein Gepäck aus dem Kofferraum zu holen.

»Heiliger Strohsack«, knurrte er. »Was haben Sie denn da alles reingepackt? Backsteine?« Meine Hilfe schlug er aus, und so humpelte er vollbeladen vor mir her auf das Haus zu.

Der Inhalt meiner beiden Koffer musste für das ganze Jahr reichen, aber jetzt fing ich an zu zweifeln: Badeanzug und Schwimmbrille? In diesem Meer würde ich wohl kaum meine üblichen Bahnen schwimmen. Ich sah auf meine schlammverklebten Turnschuhe hinab und bedauerte, die in Seidenpapier eingeschlagenen Wildlederstiefel eingepackt zu haben. Aber ich wusste, bei anderen Dingen hatte ich goldrichtig gelegen: bei dem Regenmantel, dem tragbaren Kassettenrekorder, den selbstgemixten Kassetten, dem Haarglätter und dem Bücherstapel.

Phonse schob die Haustür auf und rief: »Lucille? Ich

hab dir die neue Lehrerin mitgebracht. Bestimmt ist sie müde von der langen Reise.« Während er meine Koffer in den Flur stellte, erschien eine untersetzte Frau in Blümchenschürze und Pantoffeln im Eingang: Lucille Hanrahan, meine Pensionswirtin.

»Phonse, mein Junge, sei so gut und bring die Koffer nach oben«, sagte sie.

»Ich kann sie selbst hinauftragen«, warf ich rasch ein, aber Lucille scheuchte mich buchstäblich in den Flur, indem sie mit ihrem Küchentuch wedelte. »Ach was, Mädchen«, sagte sie. »Sie müssen fix und fertig sein nach der langen Fahrt von Kanada. Erst müssen Sie einen Happen essen, bevor Sie in die Schule zu Mr Donovan übergehen.«

Patrick Donovan, der Rektor, hatte das Vorstellungsgespräch telefonisch mit mir geführt. Ich konnte es kaum erwarten, ihn persönlich kennenzulernen.

»Oh, hat er angerufen?«, fragte ich.

»Nein.«

Lucille strich die Schürze über dem Bauch glatt und rief dann die Treppe hinauf, ob Phonse auch eine Tasse Tee wolle. Man hörte langsame, schwere Schritte die Stufen hinab. »Nee, heute nicht«, erwiderte dieser. »Aber Lucille, dieser Zaun muss endlich gerichtet werden.«

Lucille machte eine abwinkende Handbewegung in seine Richtung. »Ach, bleib mir weg mit dem Zaun«, sagte sie. »Wenn's nach dir geht, wär er schon vor zwanzig Jahren zusammengefallen.« Aber nachdem sie ihn hinausbegleitet hatte, standen die beiden noch eine Weile zusammen und sprachen über eine mögliche Reparatur.

Sie gestikulierten und deuteten mal hierhin und mal dahin, offenbar unbeeindruckt von dem Regen.

Ein Schlammklümpchen hatte sich von meinem Turnschuh gelöst, also hockte ich mich auf die unterste Treppe und zog die Schuhe aus. Kurz darauf kam Lucille zurück, packte sie, klatschte sie vor der Tür zusammen, um den restlichen Schlamm abzuklopfen, und stellte sie dann neben ein Paar robust aussehender Stiefel.

Ich folgte ihr den Flur entlang in die Küche und zählte die Lockenwickler auf ihrem Kopf, rosa Außenposten auf einem schwarz-grauen Feld.

»Setzen Sie sich da drüben hin, Schätzchen«, sagte sie und deutete auf einen Tisch mit Stühlen am hinteren Fenster. Beim Klang ihrer Stimme zuckte ich zusammen – ein typisches Zwei-Packungen-Zigaretten-pro-Tag-Krächzen.

Der Nebel war dichter geworden, daher war vor dem Fenster nichts zu erkennen; wie graues Bildrauschen nach Sendeschluss. In der Tischdecke aus PVC gab es das ein oder andere Zigarettenbrandloch und im Lino-leumfußboden hie und da eine abgeschabte Stelle. An der Wand hing ein Kirchenkalender, auf dem der heutige Tag rot umkringelt war. Das Pin-up des Monats September war die Jungfrau Maria, deren Schleier die gleiche Farbe hatte wie Lucilles Haus. Ich bin in einem erzkatholischen Landstrich, wurde mir klar. Und hoffte, ich ginge noch immer als Katholikin durch.

»Haben Sie weitere Pensionsgäste?«, fragte ich.

»Ich nehm immer nur einen«, erwiderte Lucille. »Sie sind die Erste vom Festland.«

Der Holzherd gab eine beständige Hitze ab, und der Duft frisch gebackenen Brots überlagerte beinahe den schalen Zigarettengeruch, der in der Luft hing. Lucille ließ einen Teebeutel in einen Becher fallen, hob einen großen Wasserkessel hoch und goss kochendes Wasser darüber. Dann knallte sie den Becher vor mich hin, zusammen mit einer Dose Kondensmilch. Die kannte ich nur vom Sehen.

»Zucker?«

Ich schüttelte den Kopf, folgte Lucilles Beispiel und träufelte etwas von der Milch in meinen Becher. Ich nahm einen vorsichtigen Schluck und wand mich innerlich vor dem eklig süßen Geschmack.

»Zu heiß, was?«, fragte Lucille.

Ich nickte.

Als sie ein paar Scheiben von einem großen, weißen Brotlaib abschnitt, knurrte mein Magen zustimmend. Dann schob sie ein Glas mit hausgemachter Heidelbeermarmelade und einen Becher Margarine herüber, bevor sie sich hinsetzte und sich eine Zigarette ansteckte, den Kopf drehte sie zur Seite, um den Rauch auszupusten. Die vertraute Geste und der Zigarettenrauch waren wie eine Ohrfeige für mich. Es war viel zu wenig Zeit vergangen seit Dads Tod. Aber ich war nun einmal in Lucilles Haus, und sie konnte nichts von Dad wissen, also spülte ich meine Empörung mit Tee herunter.

Ich war bei meiner zweiten Scheibe Brot angekommen, als Lucille sagte: »Sie wissen ja bestimmt, was mit der letzten Französischlehrerin passiert ist?«

»Nein.«

Einen Moment lang presste sie die Lippen zusammen, dann sagte sie: »Sie ist mit dem Pfarrer durchgebrannt.«

»Wie bitte?« Ich mochte zwar eine abtrünnige Katholikin sein, aber ein Pfarrer, der mit einem weiblichen Mitglied der Gemeinde durchbrennt, ist immer ein Skandal. Ich musste alle Details erfahren, und sei es nur, um Sheila bei unserem nächsten Telefonat haarklein davon erzählen zu können.

Aber Lucille stemmte sich vom Tisch hoch und meinte dann, es sei allmählich Zeit, dass ich zur Schule fuhr. »Wir haben nicht nur Sie als neue Lehrerin gekriegt«, fuhr sie fort, »sondern auch einen neuen Pfarrer. Kommen Sie ja nicht auf dumme Ideen – er ist schon Ende sechzig.«

Ich setzte zu einer feierlichen Erklärung an, keinerlei Interesse an einem Mann Gottes zu haben, egal welchen Alters, doch als Lucille mir belustigt zuzwinkerte, ließ ich es sein.

Auf der Fahrt zur Schule musste ich die ganze Zeit an den durchgebrannten Pfarrer denken. Kein Wunder, dass Patrick Donovan mich während des telefonischen Vorstellungsgesprächs über meinen katholischen Hintergrund ausgefragt hatte. Gleich zu Beginn hatte er betont, wie wichtig es sei, dass Lehrer an einer katholischen Schule gläubig seien. Dann hatte er hinzugefügt: »Sind Sie römisch-katholisch?«

Ich kreuzte zwei Finger hinter dem Rücken, bevor ich antwortete. »Getauft und gefirmt. Ich habe katholische Schulen besucht, und mein Vater hat dreißig Jahre lang an einer katholischen Highschool unterrichtet.«

Ich hatte seine Frage zwar nicht direkt beantwor-

tet, aber auch nicht wirklich gelogen. Während er mir die frei gewordene Lehrerstelle beschrieb, ging ich zum Buchregal in der Küche hinüber, sodass sich die Telefonschnur hinter mir spannte. Ich blätterte rasch durch die abgenutzten Seiten von Dads altem Atlas, bis ich eine Karte von Kanada fand. Ich fuhr mit dem Finger die Strecke von Toronto nach Kingston nach, dann weiter nach Montreal und Québec City – östlicher war ich noch nie gewesen. Mein Zeigefinger tauchte in den St.-Lorenz-Strom und trieb weiter nach Neufundland, Kanadas zehnte Provinz, ein Ort, an den ich bislang kaum einen Gedanken verschwendet hatte, abgesehen von abgenutzten alten Witzen nach dem Muster: »Die Welt geht um zehn unter, in Neufundland um zehn Uhr dreißig.«

Jetzt war ich in Neufundland, auf dem Weg zu meinem ersten Treffen mit dem Mann, der mich hierhergeholt hatte. Die Clique vor dem MJ's-Takeaway hatte sich zerstreut, nur wenige Menschen waren unterwegs. Als ich auf den Schulhof einbog und neben einem roten, von Straßenstaub bedeckten Pick-up parkte, tauchten zwei Mädchen auf. Sie waren schätzungsweise dreizehn und schlenderten untergehakt die Straße entlang. Während ich ausstieg, rief eine der beiden: »Hallo, Miss O'Brine«, ehe sie kichernd davonliefen.

Oh-Bri-en, sagte ich in korrekter Aussprache vor mich hin und betonte dabei alle drei Silben.

Ein großer Mann Anfang vierzig stand am Eingang der Schule, seine stämmige Gestalt füllte beinahe den Türrahmen aus. »Patrick«, sagte er und streckte mir die Hand entgegen. »Schön, Sie kennenzulernen. Hab Ihren

Wagen gehört, als Sie auf den Kiesparkplatz eingebogen sind.«

Ich folgte ihm in die Eingangshalle, wo eine Geruchsmischung aus Bleichmittel und Matrizendruckerflüssigkeit in der Luft hing. Weiter vorn stand in einer Nische die Statue eines Heiligen mit einer Flamme auf dem Haupt. Er trug die obligatorische braune Kutte und Sandalen.

»Unser Namenspatron höchstselbst«, sagte Patrick, als er meinen Blick bemerkte. »Ich versuche schon, seit ich diesen Posten übernommen habe, ihn loszuwerden, aber bislang erfolglos.«

Ich beäugte den heiligen Unscheinbaren. In meinen Augen war nichts an ihm auszusetzen, wenn man mit dergleichen etwas anfangen konnte.

»Kommen Sie«, sagte Patrick und ging mit großen Schritten weiter den Flur entlang. »Ich führe Sie ein bisschen herum.«

Es war eine kleine Schule: das Lehrerzimmer, ein paar Klassenzimmer, das war's. Am Ende des Korridors, wo sich die Bibliothek befand, blieben wir stehen. Patrick zeigte sie mir.

»Als ich die Schule übernommen habe, gab es noch keine«, sagte er. »Das hatte für mich oberste Priorität.«

»Ich werde bestimmt ausgiebig Gebrauch davon machen«, erwiderte ich. Aber der Raum hatte kaum etwas mit den gut ausgestatteten Bibliotheken zu tun, die ich von zu Hause kannte. Ich konnte mir nicht vorstellen, in den halb leeren Regalen irgendetwas Interessantes zu finden.

Die Führung endete in meinem künftigen Klassenzim-

mer. Patrick setzte sich auf ein Schülerpult und bedeutete mir, es ihm gleichzutun. Ich musterte verstohlen seine abgeschabte Cordhose und abgewetzten Arbeitsstiefel und zwang mich dann, mich auf das zu konzentrieren, was er sagte. Er zeigte mir Klassenlisten, Blätter mit Richtlinien und Regeln, und einen riesigen Zeitplan.

»Ich hoffe, es gefällt Ihnen bei uns«, sagte er. »Die meisten Kids lernen gern. Ein paar von ihnen wohnen in Little Cove, aber die meisten kommen mit dem Bus aus den kleinen umliegenden Dörfern. Vierundsiebzig Schüler verteilen sich auf die sechs Klassen. Nach der Neunten dürfen sie Französisch abwählen, da gibt es einen großen Knick, aber ich bin mir sicher, Sie werden dafür sorgen, dass sich das ändert, stimmt's?«

Mein erstes Etappenziel schien also bereits festzuste-
hen.

»In der neunten Klasse haben wir dieses Jahr ein paar schwarze Schafe«, fuhr Patrick fort. »Wenn es Probleme gibt, kommen Sie lieber gleich zu mir, bevor es zu spät ist. Und nehmen Sie sich vor Calvin Piercey in Acht – er kann eine richtige Nervensäge sein. Er wiederholt gerade die Neunte.«

»Calvin Piercey«, murmelte ich und notierte mir den Namen.

»Noch etwas.«

Ich wartete, den Stift schreibbereit. Patrick schwieg eine Zeitlang und rieb sich den sandfarbenen Bart, während er aus dem Fenster sah.

»Es gibt hier nicht viel Ablenkung für einen jungen Menschen wie Sie.«

Das war mir bereits klar geworden, ich sagte aber nichts.

»Und viel Privatsphäre hat man hier auch nicht«, setzte er hinzu. »Ich weiß zum Beispiel schon, dass Sie an der Tankstelle nach dem Weg gefragt haben. Und dass Sie ein paar Ansichtskarten gekauft haben.«

»Wer ...? Wie bitte?« Ich war so perplex, dass ich nicht einmal eine richtige Frage zustande brachte.

Patrick lachte laut auf. »In Little Cove gibt es nur wenige Geheimnisse, meine Liebe. Bevor man sich die Zähne geputzt hat, wissen die Leute schon, was man zum Frühstück hatte.« Er wedelte mit dem Zeigefinger. »Also, schön brav bleiben, ja?«

Ich errötete. Hielt er mir etwa eine Moralpredigt? Aber dann erinnerte ich mich daran, was Lucille mir von der Französischlehrerin und dem Pfarrer erzählt hatte, und ich beschloss, es nicht persönlich zu nehmen.

»Haben Sie Verwandte hier in Neufundland?«, fragte Patrick dann.

Ich umklammerte den Kugelschreiber etwas fester. »Nun ... nein, ich kenne ehrlich gesagt niemanden hier.«

Wir schwiegen eine Zeitlang, das Prasseln des Regens gegen die Fensterscheiben war das einzige Geräusch. Ich konnte die Frage hören, die im Raum hing; wusste, dass er darauf brannte, zu erfahren, warum ich diese Stelle so weit weg von zu Hause angenommen hatte.

Nach einer Weile räusperte er sich und sagte: »Nun, ich kenne Ihre persönlichen Umstände nicht, aber vielleicht tun sie ja auch nichts zur Sache. Ich freue mich jedenfalls, dass jemand mit Ihren Referenzen zu uns gestoßen ist.«